

5K HD

Die Chemie ihres Trios Schmieds Puls war schon so perfekt kalibriert, ihr akustisches Gitarrenspiel so klug arrangiert, dass die Kunde vom Entstehen dieser Supergroup für manch bange Gefühle sorgte. Von wegen *never change a winning team*. Aber es stellte sich heraus, Mira Lu Kovacs wusste wieder einmal genau, was sie tut. Und sie hätte für dieses Experiment auch keine kongenialeren Partner finden können als Manu Mayr (Bass), Benny Omerzell (Keyboards, Klavier), Martin Eberle (Trompete, Flügelhorn), Lukas König (Schlagzeug, Percussion, Synthesizer) alias Kompost 3. Die ersten paar Auftritte und die EP „MeM“ zeigten fünf Musiker_innen, die gerade im frischen Rausch der schieren Möglichkeiten ihrer Zusammenarbeit agieren. Atemberaubend der Kontrast zwischen Kovacs' außerordentlicher Stimme und den Noise-Eruptionen der Band auf „What if I“, überraschend und überzeugend die R&B-Anklänge in den Vocals von „Anthem“, keck und gelungen das Radiohead-artige Arrangement von „Mute“. Ende August soll das erste 5K HD-Album „And to in A“ erscheinen. Anzunehmen, dass wir die Songs daraus schon live zu hören kriegen.

Al Cook

Es gibt alte Helden, die mögen das nicht, wenn die Leute nur nach ihren alten Songs fragen. In ihren Köpfen sind sie schließlich immer noch am Zahn der Zeit. Al Cook, geboren 1945 als Alois Koch in Bad Ischl, kannte solche Probleme nie. Er ist ein ewiger Blues- und Rock'n'Roll-Fundamentalist. „Kein Platz für Johnny B. Goode – Blues als Rebellion gegen den Zeitgeist“, der Titel seiner Memoiren, sagt eigentlich alles. Als der über Elvis auf dessen Wurzeln im Blues gekommene Al Cook in den Sechzigerjahren live zu spielen begann, war der Zug für „seine“ Musik bereits abgefahren. Sicher, es gab auch in den späten Sechzigern ein Blues-Revival, und in den Siebzigern wurde der alte Rock'n'Roll wiederentdeckt, aber das waren alles Update-Versionen, und die konnten einen Puristen wie Al Cook nicht interessieren. Er insistierte beharrlich auf die Ästhetik der Fifties, daher fand auch in den Achtzigerjahren die vorübergehend aufgeblühte Rockabilly-Szene in ihm einen originalgetreue Helden ihre Retro-Fantasien. Doch als die Welle wieder vorbei war, machte Al Cook weiter wie zuvor. Für die Schnitzelbeat-Generation, die an der Erkundung des Werdegangs des Pop genauso viel Reiz findet wie an seiner Gegenwart, macht ihn das heute zu einem lebenden, atmenden, immer noch singenden Denkmal heimischer Pop History. Der Blues kam wohl nicht aus Bad Ischl, aber Al Cook hat ihm genug Jahre seines Lebens gewidmet, um ihn sein eigenen nennen zu dürfen.

Ankathie Koi

Ihr Seebühnen-Auftritt mit Fijuka vor zwei Jahren war einer der denkwürdigsten Gigs in der Geschichte dieses Festivals. Letztes Jahr stellte Ankathie Koi als Ko-Kuratorin des Popfests gemeinsam mit Gerhard Stöger eines unserer spannendsten Line-Ups ever zusammen und sorgte als Gastsängerin der MusikarbeiterInnenkapelle und des Black Palms Orchestra für große Momente. Diese hypertalentierte Rampensau aus Oberbayern mit der wahrscheinlich perfektesten Popstimme des Landes (sie gibt übrigens auch Unterricht!) hat im Frühling ihr strategisch tanzbares/offensiv feministisches, die Botschaft „Pop! Pop! Pop!“ in die Welt hinaus rufendes und dabei die schiere Schamlosigkeit der Achtzigerjahre noch einmal überhöhdendes Soloalbum „I Hate The Way You Chew“ herausgebracht. Da ist genug Material drauf, um den Karlsplatz komplett zu killen. Im guten Sinn jetzt.

Baits

Live klingen sie gelegentlich wie Hole in Bestform, auf Platte dagegen mehr nach Breeders, Pavement oder der ganz frühen PJ Harvey – die Sorte Rockmusik eben, die auf dem Alten Testament der Velvet Underground aufbaut. Dafür wird die Welt immer Platz haben.

„Stalker“, ihre letztjährige Veröffentlichung, nennen sie bescheiden eine „EP“, man darf das Werk aber auch getrost als ziemlich starkes Album werten. Sie kommen aus Wien, die Namen der Besetzung (Sonja Maier, Maurizio Winkelschleifer, Miguel Figuerola, Javi Figuerola) legen aber nahe, dass der Weg in ihr Studio am Yppenplatz in seinem Ursprung teils ein transkontinentaler war. Spanien, falls diese Vermutung stimmt, war übrigens immer schon ein verdammt guter Boden für Garagen-Punk-Bands. Wien dankt für die kulturelle Bereicherung und denkwürdige Strophen wie diese hier aus „Waiting For“ über den verhängnisvollen Ausgang einer durchtrunkenen Nacht: „Close my eyes / Imagine you / Open them / I puke on you.“ Ui. Kann aber vorkommen.

Beat Poetry Club

„Five girls just won't shut up, you can't beat the poetry club“ - Fünf Frauen in einer A-Capella-Band, zu der man um Himmels Willen nicht „die weiblichen Bauchklang“ sagen sollte. Die vierstimmigen Harmonien, die Nina Braith, Juci Janoska, Mira Kratochwil und Ursi Wögerer schreiben, arrangieren und singen, kommen vielmehr aus der Tradition der Soul- und R&B-Chöre, Lily Janoskas Beat-Boxing wiederum ist groove-technisch eher im Hip Hop verwurzelt. Ihr erstes Album wird gerade von Bilderbuch-Produzent Sebastian „Zebo“ Adam aufgenommen, und die Band-Info verspricht: „In ihren Songs geht es um verkohlte Herzen, ums Anbraten, und warum man eine Suppe eben manchmal doch versalzt.“ Merke: Koch-Metaphern in der Musikbeschreibung sind völlig okay, allerdings nur so lange dabei niemand „vom Feinsten“ sagt.

Big J

Hip Hop aus Linz, das muss nicht immer nur Texta heißen. Big J ist schon seit rund zwei Jahrzehnten ein Fixpunkt der Szene, und letztes Jahr hat er mit „Karma“ nach fünfjähriger Pause endlich sein drittes Album veröffentlicht. Die Pause dazwischen hatte einerseits damit zu tun, dass Big J in der Zwischenzeit mit dem „Warda Network“ seine eigene „Kreativmanufaktur“ in Wien gegründet, das Street Art Festival „Calle Libre“ organisiert und zu guter Letzt auf der Akademie der Bildenden Künste in Wien seinen Dokortitel gemacht hat. Als Widerspruch zum Rapper-Leben sieht er das eindeutig nicht, schließlich hält er im Video zur dritten Single-Auskopplung „Egon Schiele“ (ein Song, in dem er sich selbst selbstironisch mit dem früh gestorbenen Genie vergleicht) stolz sein Rigorosenzeugnis in die Kamera. „Laufe weiter wie der Blaue Reiter / Nenn mich Wassily Kandinsky / Rap auf Beats / Es gehen die Texte tief / Keine Strafe, meine Sprache ist so explosiv.“ Sozusagen eine Fortsetzung von Kandinskys 1911 an Arnold Schönberg gerichteten Thesen „von der Verwandtschaft der Dissonanzen in der Kunst in der aktuellen Malerei wie in der musikalischen Komposition“. Typisch Hip Hop schon wieder.

Bluatschink

Das Lechtal – weiter kann man in diesem Land kaum entfernt sein von der Wiener Popszene. Ganz zu schweigen von der ästhetischen Verortung von Bluatschink, eigendefiniert als „Heiter-Kritisch-Schnulziges im Lechtaler Dialekt.“ Aber das Popfest hat die Definitionen seines Pop-Begriffs immer schon so weit wie möglich gedehnt, also wenn schon, dann bitte in alle Richtungen. Von seinen Anfängen als Duo mit Peter Kaufmann vor 27 Jahren bis zur seit 2010 bestehenden Inkarnation von Bluatschink gemeinsam mit seiner Frau Margit, hat Toni Knittel an der Entmiefung des Begriffs der Volksmusik gearbeitet. Und zwar nicht im Sinn einer stilauthentischen, historischen Wurzelsuche, sondern auf unverschämt populäre Art. Schließlich begann der Urgroßneffe der Geierwally seine Laufbahn als Arrangeur und Aufnahmeleiter im Studio der Schlagerfabrik Koch Records. Ein Vorteil dieser breitenwirksamen Strategie ist, dass man so weit über seine eigene Blase hinauszielen kann und Menschen außerhalb der liberalen Konsensglocke erreicht. Zum Beispiel mit einem Song wie „Hoamat oder so“, der die Vereinnahmung des Heimat-Begriffs durch die nationalistische Rechte aufs Korn nimmt und dabei genau die richtigen Ohren trifft.

Bruch

Er ist ein wandelndes Paradoxon: Alan Vega von Suicide ist ja nun leider schon tot, aber seinem Wiedergänger Philipp Hanich alias Bruch geht es gut, denn er hat heutzutage seine ganze Rockband mit Schlagzeug, Orgel, Gitarre und Bass hinter sich. Obwohl man ja sagen muss, dass der Mann mit der schweren Stimme genauso effektiv gegen die programmierte Gewalt seiner Backing-Tracks anzusingen vermag. Beim Popfest wird der irgendwann aus München gekommene und nie mehr gegangene Vollwiener vor allem Songs aus seinem letztes Jahr bei Cut Surface Records (ehemals Totally Wired) erschienenen Meisterwerk „The Lottery“ vortragen. Von „To My Sanity“, zu dem das geistige Auge Phil Spector bei Sperrstunde einen sturztrunkenen Foxtrot mit einem Vileda-Wischmop tanzen sieht, bis zu „Eggshaped Moon“, das groovet wie eine humpelnde, übergewichtige Donna Summer. „As I mentioned once before / I just wanna sing / I wanna sing“, schnaubt Hanich wiederum im Titelstück durch seinen dunklen Oberlippenbart. Übrigens einer der berührendsten Songs über die Arschlöcher auf dem Weg in die Arbeit, die Depression und das trotzdem Weitermachen, den die Welt seit langem gehört hat. Es hämmert und scheppert der Backbeat, der uns immer wieder vom Rockabilly bis zum Electro-Punk und zurück zur existentiellen Frage führt: „Maybe I was just a simple fool / Or maybe I was just a happy man.“ Die Antwort darauf weiß man wahrscheinlich erst ganz am Ende.

Die Buben im Pelz

“Wie geil will diese Stadt eigentlich noch werden?” fragt das deutsche Magazin Intro im Schlusssatz seiner Rezension zu „Katzenfestung“, dem neuen zweiten Album der Buben im Pelz. Als ob der Größenwahn in Wien nicht schon schlimm genug wäre, füttern die ihn auch noch. Aber der Anlass dafür ist würdig, denn nach ihrer hysterisch gefeierten Velvet Underground-Verwienerisierung vor zwei Jahren haben die Buben ein starkes, unheilschwangeres Werk eigener Songs hervorgebracht. „Lieder über die Liebe und das Leben in Wien in den kommenden Apokalypse-Jahren. Dystopischer Dialekt-Rock’n’Roll und fragile Balladen über eine Zeit, in der sich alle einsperren, weil es draußen leider feindlich ist.“, so steht es im Infotext zu lesen. „Katzenfestung ist auch ein Album über die Unmöglichkeit der Welt. Über die Unmöglichkeit von Beziehungen, Politik oder anhaltendem Glück. Aber mitten in der Unmöglichkeit tun sich dann doch immer wieder Möglichkeiten auf. Öffnen sich Risse in der

Mauer. Dringt spärliches Licht in die häusliche Zimmer-Küchl-Kabinett-Festung. Geht es, vor allem den Buben im Pelz, um Momente der Lebengier in den, ja, Trümmern des Hier und Jetzt. „All you need is love, eh kloa.“

Wir dürfen erwarten, dass die Herren Pfister, Fuchs, Wakolbinger und Baumgartner diesen Geist in Begleitung ihrer Freundinnen und Freunde aufleben lassen, die da auf der Platte Teresa Rotschopf, Monsterheart, Sir Tralala und Robert Lepenik heißen. Vielleicht kommen die alle, wahrscheinlich aber mehr.

Buenoventura

Beim Popfest war Bernhard Hammer alias Buenoventura zuvor als Gitarrist der Techno-Live-Band Elektro Guzzi zu sehen. Auch bei seinem Soloprojekt entfremdet er den Klang seines analogen Ausgangsinstruments bis zur Unkenntlichkeit und erzeugt damit rhythmisch Präzisionsarbeit. Die Info zu seinem untertreibend benannten Debüt "Crude Vacation" spricht in den Beschreibungen der Tracks von "polyrhythmischen Synth-Lines, die mit geradlinigen Grooves verbunden sind. Die dadurch entstehenden Texturen, unterstützt durch avantgardistische Analog-Sounds, enthüllen eine räumliche Empfindsamkeit, die den klassisch angelegten Techno- und House-Tracks eine neue Wirkung verleihen. (...) Gitarren-Sounds werden durch Effekte geschickt und tanzen mit der Basslinie des Roland Juno 106. Schichten von Gitarren wandern, bewegen sich fort, bleiben stehen, kreischen, bauen Spannung auf und ziehen sich wieder zurück, während die Basslinie den Groove des ganzen Stücks hindurch hält. (...) Am Eindrucksvollsten sind die eigenartigen und abstrakten Sounds - eine Anlehnung an die 'nautische Natur' - Meerestiere und verborgene Wesen scheinen sich von weit her zu verständigen." Sollten Wale im Wienfluss auftauchen, brauchen wir uns also nicht zu wundern.

Cid Rim

Seit dem allerersten Popfest im Jahr 2010 ist es sowas von eine Tradition, dass das Label Affine Records uns nicht nur mit den besten Soundtracks für die späte Nacht, sondern auch mit untoppbaren Band-Infos versorgt: „Bekannt als unjubilierter Jazz Drummer und Multi-Instrumentalist agiert der Wiener Producer Cid Rim zwischen progressiven Jazz und unorthodoxen elektronischen Konzepten und setzt dabei neue Maßstäbe. Mit seinen Kindheitsfreunden Dorian Concept und The Clonious hat Cid Rim über Jahre hinweg im gegenseitigen Austausch seine Producer-Skills geschärft und ist als enthusiastischer Sample-Digger weit in Hip Hop und Funk aber auch abstrakte Electronica-Felder vorgestoßen. Heute kreierte Cid Rim originäre und zeitgenössische Dance Music-Hybride aus raffiniert programmierten Beats, deepen Akkorden und analogen Drum-Patterns. Sein Debüt feierte Cid Rim im Jahre 2010 mit der 'Full Nelson EP' auf Affine Records, daraufhin folgte ein Signing beim renommierten britischen Label LuckyMe, wo er 2012 das vielbeachtete Micro-Album 'CID RIM' veröffentlichte. Gleich im Jahr darauf schoss er die EP „Mute City“ nach, und 2015 setzte er mit seinem 'Charge/Kano' Release auf seinem Hometown-Label Affine zu einem neuen Höhenflug an. Seit geraumer Zeit tritt Cid Rim auch verstärkt als Remixer und Kollaborateur in Erscheinung. Er produzierte für und mit Okmalumkoolkat, Theophilus London oder Spook Mathambo. Seine Remixes für CHVRCHES, Mikky Ekko oder Sky Ferreira werden von BBC Radio Hosts wie Gilles Peterson oder Benji B gespielt und von Musikfans weltweit abgefeiert. 2017 erscheint neues Material. Man darf gespannt sein.

Dino Spiluttini

Die Stadt Wien – mit ihren leeren Straßenzügen in der Nacht und ihrem Gebot zur Vermeidung jedes Augenkontakts bei Tag – bietet ein wahrhaft authentisches Zuhause für Drones und Lärmlandschaften. „Da ist eine Aura der Einsamkeit, wo sich wiederholende Motive ein großes emotionales Gewicht anhäufen, während rund um sie ein wachsendes Gefühl der Düsternis aufkommt“, schrieb Pitchfork über die Musik von Dino Spiluttini. Sein Label Cut Surface sagt über sein jüngstes Album „To Be A Beast“: „Der Wiener Musiker und Produzent Dino Spiluttini nähert sich der sogenannten Ambient- und Dronemusik mit einem Gespür für popsong-hafte Schnappschüsse, indem er sich scene-intern beliebte Endlosformate verkneift, und sich mit zitternder harmonischer Spannung von unten statt von oben anschleicht. Wie schon auf vorhergehenden Veröffentlichungen, lässt Spiluttini auch auf seinem neuesten Album viele Stücke aus Klavierminiaturen keimen. Die Melodie stets im Blick, den Sound nur im Augenwinkel. Lässt sie aus Tape-Loops erwachsen, deren intrinsisches Moment der Drehung bewusst beibehalten wird. Sich in Form von Phrasen und Wiederholungen konsequent und feinfühlig zu organischen Klangwelten von drängender Kraft, scheuer Zerrissenheit und emotionaler Intensität erheben. Knirschen die Stücke auch unter einer dichten Mauer aus Kompression, so bleiben sie doch fortwährend spürbar in Bewegung. Bei aller Kürze des Formats, erschließen sie mäanderartig um ihre Mitte kreisend, nahezu episch in der emotionalen Ausrichtung, Hörräume höchster Intimität zwischen verzweifelter Sehnsucht und pulsierender Irritation, zwischen quälenden Unzulänglichkeiten, Resignation und Zuversicht, zwischen unbändiger Energie und rauschhafter Entrückung.“

Fauna

Einer der Gründe, warum elektronische Musik zum Beispiel bei der Limonadenvermarktung schon seit Jahrzehnten gut ankommt, ist dass sie immer schön abstrakt bleibt. Im Fall von Rana Farahani alias FAUNA besteht dazu allerdings keine Chance. „Es ist Zeit, die Umstände umzukehren und sich einfach mal zu nehmen, was diese schöne Welt so zu bieten hat. Die Musik liefert den perfekten Soundtrack dazu“, sagte sie neulich in einem aufschlussreichen Interview mit der Website des mica. Und: „Wenn ich zum Beispiel etwas lese, was mich zutiefst ärgert, setze ich mich aufgeregt hin und lasse es raus, indem ich einen Track aus dieser wütenden Energie mache. Meistens kommt dann etwas raus, was eher melancholisch klingt, aber manchmal gelangen mir da total heftige und aggressive Tracks. Das sind dann meine Lieblingsstücke.“ FAUNA ist nicht nur in der feministisch-aktionistischen Burschenschaft Hysteria, sondern auch in der von Marlene Engel kuratierten, politisch-elektronischen Club-Reihe „Bliss“ aktiv. Bei ihr spielen Sound und Text oft gleichwertige Rollen, Zorn und Traurigkeit geben einander die Hand. „I never watch brainwash TV / I want my mind to relax and to be free I'm like a ghost, and this is my world in-between“, heißt es etwa in einem Track namens „Anti“: „I don't give a shit about the internet, I'm in the real world, in the real zone where rules are different.“

Femme DMC

Sich als Frau in eine männlich definierte Musikszene einzubringen, das verlangt eine dicke Haut. Wenn man es mit einer tendenziell misogynen Kultur wie Hip Hop zu tun hat, kann es aber auch die bessere Strategie sein, sich erst einmal seine eigene Plattform aufzubauen. Genau das dachte sich Duffy Sylejmani alias Dacid Goßlin, als

sie vor zwei Jahren die alle zwei Monate stattfindende Club-Reihe Femme DMC ins Leben rief. Vom Licht über den Sound bis zum Wort machen dabei alle Frauen, sie unterstützen einander aber nicht nur sozial als Community, sondern auch praktisch in Workshops, als Label bzw. beim Aufstellen von Veranstaltungen. In ihrem Manifest sprechen sie von einem "sicheren Raum": "Unter sicherem Raum verstehen wir eine Basis frei von Sexismus, Rassismus, Homophobie und allen anderen Arten von Diskriminierung." Und weiter: "Wir wollen die Stagnation in der männerdominierten Hip Hop-Szene aufbrechen, um ein Gleichgewicht herzustellen und ein Zeichen für die Stärke von Vielfaltigkeit zu setzen. Femme DMC soll die Quelle eines Energieflusses sein, der für Fortschritt und nicht für Stillstand steht."

Beim Femme DMC Showcase am Popfest wird neben Dacid Go8lin auch MC Samy rappen, dazu gesellen sich Soulcat E-5 (MC/DJ) alias Emily Escobar alias Soul Selector, geboren in der Dominikanischen Republik, die „music for conscious people“ macht, sowie Djane Countessa alias Pia aus Kroatien, die ganz richtig sagt: „Wir sind alle gleich: Wenn wir in einen Club kommen, wollen wir alles vergessen und Spaß haben.“

Flut

Eine schlichte Wahrheit: Wer die furchtbaren Achtzigerjahre verherrlicht, kann sie nicht (bewusst) erlebt haben. Flut wissen das und nutzen es zu ihrem Vorteil, denn es erlaubt ihnen, jene dekadente, geschmacksverirrte Periode als retrofuturistisches Ideal in recycletem Betamax-Format neu zu erfinden. Sie haben die Werke von Spliff, Ideal und Extrapreit wertfrei vom Plattenstand am Flohmarkt weg kennengelernt. Ihre authentischen Sounds entlocken sie analogen Keyboards, deren Erwerb damals ganze Bausparverträge vernichtet hätte (dass ihnen dabei Patrick Pulsinger über die Schulter schaut, schadet gewiss auch nicht). Mit ästhetischer Akribie erzeugen Flut eine alternative Popgeschichte, in der eine oberösterreichische Band vor dreißig Jahren fantastische Videos drehen und ihr Ding jenseits der Banalitätstyannei der Austropop- und Schlagerwelt durchziehen hätte dürfen.

„Bis vor kurzem haben wir ja alles nur für uns selber gemacht, weil’s noch kein Publikum gab“, hat Johannes von Flut unlängst in einem Interview gesagt. „Man muss sich als Musiker alle Sachen genauer ansehen und Gedanken darüber machen, denke ich. Es ist halt Kunst.“, sagte Florian in einem anderen. Beides Einsichten, aus denen eigentlich nur das Richtige entstehen kann. Also: Am Karlsplatz stehen, Flut sehen und sich Sehnsuchtsträumen von Linz bei Nacht hingeben.

Fräulein Hona & Bernhard Eder

Der eine hat letztes Jahr mit „Remake“ ein Covers-Album gemacht, das eine schlüssige Linie von Grace Jones über Oasis und David Bowie bis zu Wolfgang Ambros zu zeichnen vermag. Die anderen haben auf ihrem Zweitwerk „Of Circles and Waves“ ihr mit steinerweichenden Gesangsharmonien dekoriertes Songwriting zur Perfektion gebracht. Für das Popfest vereinen sich Bernhard Eder und das Quartett Fräulein Hona zu einer Art akustischen Supergroup. Eigentlich waren Fräulein Hona ja schon bei Bernhard Eders Release-Konzert im Radiokulturhaus letzten November für ein paar Songs mit auf die Bühne gekommen. Aber in diesem Fall begleiten und verstärken sie einander gegenseitig, ihr Set wird also aus einer Mischung aus Hona- und Eder-Songs bestehen. Das verspricht nur Gutes, sollte Eders aus der Nick Drake/Elliott Smith-Schule erwachsener, sanfter, aber umso eindringlicherer Stil für Fräulein Honas Nichts-als-Holz-und-Stimmbänder-Dogma doch wie geschaffen sein. Und umgekehrt.

The Gore Gore Boys

Wo kann sich eine Band im Zeitalter der endlosen Erhältlichkeit noch rar und unsichtbar machen? The Gore Gore Boys haben die Antwort. Sie haben sich ihr Versteck in den

vergessenen Tiefen von myspace.com eingerichtet. Da finden sich zwei kaum mehr als eine Minute lange Songs namens „Congratulations, You Landed on the Moon“ und „(Like to be Around Those) Yellow Girls.“ Halb verborgen unter der Matratze ihres Lo-Fi-Sounds erspähen wir den Rädelsführer, nämlich Al Bird Dirt, der „Schnitzelbeat“-Kompilierer, Pop-Historiker, Sammler, der gemeinsam mit Popfest-Ko-Kuratorin Ana Threat einst die Happy Kids bildete (und als solches einen der heißesten Gigs ablieferte, die der Prechtl-Saal je gesehen hat). Hier produziert er seinen elektrisch-mechanischen Trash Garagenrock gemeinsam mit Donald Schweigbraten, hinter dessen Pseudonym sich der Schlagzeuger vieler guter musikalischer Kräfte dieser Stadt verbirgt. Es wäre nicht Al Bird Dirt, wenn es dazu nicht auch eine gute Geschichte gäbe. Hier für Liebhaber (und die werden wir alle bald sein) ungekürzt im Original:

THE STORY OF GORE-GORE-BOYS

by Elvis Presslmayer

The story of the infamous Viennese Punk-band **The Gore-Gore-Boys** starts in 1990 when ambitious Wrestling-promoter Adalbert Dirtovicz (*organ and vocals*) and sadly impoverished art collector Donald Schweigbraten (*drums*) meet each other at the 'Wiener Hundetage '90'-convention in Krieau. Spurred by finding out about their mutual interest in music and performative art they form a band, **König Dirtovicz und seine lustigen Dirtovicz-Buam**. Initially rooted in Polka music, their repertoire quickly develops into a rough 2-Chord-based mixture of Rock-N-Roll- and Punk Rock-cover-versions as the duo realizes that their rather amateurish technical skills are not elaborate enough for Polka music. *"We didn't plan that. At the outset we wanted to do traditional stuff like good ole' Walt Groller - only with the whole devil-worshipper-thing."* - recalls Schweigbraten later in an interview. *"But suddenly we were banging out tracks like 'C'mon everybody' by Eddie Cochran and couldn't stop it."* In January 1991 the duo debuts as **die Dirtovicz-Dirtovicz-Buam** at Autohaus Penzing wearing identical blue overalls and white skiing masks to mock the developments of Austrian politics of the day. As many of you might know, that performance reaches sad notoriety as Schweigbraten deviously hurts his band-mate with a semi-automatic pistol leading to the sudden halt of the show and heavy injuries of Dirtovicz's brain regions. *(However, the recording of this now-legendary concert later got bootlegged by Italian 'Asphyxiation'-record label as "Shot in the head - The lost Autohaus-Tapes" in a small run of 150 copies making it possibly the most talked about record amongst the youth of today...)* The rest is well-reported: After overcoming the cranial trauma Dirtovicz (now under the monicker 'Al Bird Dirt') tries to compensate the premature retirement as a home recording artist perpetuating hundreds of self-penned songs for children, most notable for their usage of vintage combo-organs and the recurring theme of worshipping satan. In October 2010 Schweigbraten gets released ahead of schedule from Justizanstalt Garsten leading to the unexpected reunion of the initial band-line-up at the Wasted Days-festival a month later in Vienna. Now calling themselves **the Gore-Gore-Boys** and dubbing their style '*Lo-Fi-Disko-Punk*' the duo extensively plays Austrian prisons and mental hospitals. Refusing to talk to the press or making proper recordings, they instead keep releasing annual art manifestos since then. However, if you ever get the chance to see them live, then better go for it as the Gore-Gore-Boys are surely responsible for some of the most offbeat live shows the world has ever seen - inside or outside the nuthouse.

Graf Hadik und die Flughunde

Zumindest von außen sieht es so aus, als hätte Stephan Wildner alias Graf Hadik in den letzten Jahren seine musikalische Vergangenheit zum zweiten Mal durchgemacht. 2014 kehrte er für das Album „Vor 100.000 Jahren war alles ganz anders“ in den Schoß seiner alten Punk und New Wave-Band Chuzpe zurück. Runde 30 Jahre davor war er bei Chuzpe ausgestiegen und hatte Graf Hadik und die Flughunde gegründet. Und siehe da, die gibt es nun auch wieder. Andererseits: Johnny Rotten darf ja auch gleichzeitig bei PiL und den Pistols sein, und im Gegensatz zu ihm faselt Graf Hadik sicher keinen Unsinn über Brexit. In jedem Fall zahlt es sich für uns alle aus, die unterbelohnten Flughunde wiederzuentdecken. Von ihrer popgeschichtlichen Rolle her waren sie einst nämlich, gerade in ihrem frühen Umgang mit Samples, wohl wesentliche Vorreiter der Wiener Elektronik-Szene. Und das ist, wenn man's so bedenkt, schon ein kolossaler Verdienst. Die aktuelle Bandinfo besteht übrigens aus folgenden Zeilen:
„BIEDERMEIER ZORRO GROOVE

In Originalbesetzung

Christian Pärtarn, Andi Kolm, Stephan Wildner

Dementsprechend schlafwandlerisch torkeln die Hadiks durch ihr wild zusammengeträumtes Sammelsurium an Elektro-Rhythmen, Film O-Tönen, psychedelischen Flashbacks und selbstgebastelten Genie-Blitzen.

Beat Dis!!!”

Gustav und die Proloband

Sechs Jahre nach ihrem Seebühnen-Auftritt kehrt Eva Jantschitsch alias Gustav mit einer konzertanten Aufführung ihrer hochgelobten, für Christine Eders Überarbeitung und Neuinszenierung im Werk X erschaffenen, Neuvertonung der “Proletenpassion” der Schmetterlinge zum Popfest zurück.

Die ursprüngliche, von Heinz R. Unger getextete und von Schurli Herrnstadt und Willi Resetarits vertonte, Fassung dieser historischen Revue wurde 1976 in der alten Arena in St. Marx uraufgeführt und im Jahr darauf als Triple-LP veröffentlicht und markiert einen Meilenstein des politischen Lieds in diesem Land.

38 Jahre später hat die in Sachen politisches Lied erprobte Gustav ihre Fassung selbst arrangiert, von ganz schön bombastischen Balladen bis zu Velvet Underground-Zitaten, hat darauf elektronische Instrumente, Percussion, Flöte, Melodica, Spielzeugklavier gespielt und gesungen, verstärkt durch Thomas Butteweg, Didi Kern, Imre Lichtenberger Bozoki, Elise Mory, Oliver Stotz, Tim Breyvogel, Bernhard Dechant und Claudia Kottal. Ihr Popfest-Auftritt ist eine seltene Chance, das alles wieder live zu hören.

Hunney Pimp

Die Typen, die in den Hip Hop-Videos ständig kiffen, sind mit dem Mund meist so verdächtig schnell, dass man den Verdacht hat, sie rauchen Attrappen. Hunney Pimp dagegen ist eine Rapperin mit Mut zur Langsamkeit, sie ist fast immer „miad, so fucking miad“. Zu aus den Fugen geratenem Double-Tracking und schwingt sie sich hin und wieder zu einem derart herrlich zungenfaulen Gesang auf. Man ist glatt versucht, ihr Billie Holiday, die Königin des narkoleptischen Tiefgangs, als Einflussgeberin anzudichten (wer weiß). Billie Holiday sang jedenfalls nicht im oberösterreichischen Dialekt. Die längst in Wien lebende Hunney Pimp entzweit

die Szene aber nicht nur wegen ihres idiosynkratischen Flows, sondern auch, weil sie als Frau in diesem Genre keine Anstalten zeigt, sich a) für die Männer herauszuputzen oder b) einen auf hart und unverwundbar zu machen. Männliche Rapper dürfen in dieser Stadt bekanntlich auch Loser sein und Respekt erfahren, bei Frauen ist das schon schwieriger. „I hoss di“, rappt/singt sie in „dieser krieg“, und im Video zum Song „zum Mond“ von ihrem gleichnamigen Mixtape stolpert sie zu folgenden schönen Worten über die Hauptallee: „Augen so traurig / I hob kan oanzign Cent auf da Bank / Drum werd I jetzt spontan a rundn zum Mond spaziern.“

I'm A Sloth

Dieses junge Trio aus Wien macht keinen Hehl daraus, ein Vierteljahrhundert zu spät geboren zu sein. Was Bernhard Drexler (Gitarre, Gesang, Bass), Flora Ska (Bass, Gesang, Gitarre, bester Name der Welt) und Andreas Kuzmits (Schlagzeug) gemeinsam erzeugen, ist schlicht und treffend als Grunge zu bezeichnen. Alles ist vorhanden: Die Leise/Laut/Leise/Laut-Dynamik, die zwischen düster-ironisch („Viva la Muerte“), vom Punk beseelt („Slut“) und post-psychedelisch („Out Of This Delirium“) schwankenden Song-Titel. Drexler klingt manchmal ein wenig nach Kurt und Ska fast immer nach Courtney. Zurecht sind sie stolz darauf, dass sie sich die Bühne mit Held_innen wie Mudhoney, Tad Doyle oder Lydia Lunch geteilt haben. Ihre beiden Alben „Satisfashion“ und das kürzlich erschienene „Bosom“ rocken jedenfalls so heftig wie die Originale. Und zum Trost wegen der späten Geburt (falls sie den brauchen sollten): Vor 25 Jahren gab es in Wien keine einzige Grunge-Band, die so auch nur annähernd geklungen hätte.

Joe Traxler

Von Popfest-Kurator Eberhard Forchers „Austrozone“ weg schaffte es der junge Linzer gleich einmal in die Talenteschau „Die große Chance“, aber seiner Musik hörte man schon damals an, dass österreichischer Fernsehruhm nicht das Ende der Ambitionen bedeuten würde. Joe Traxler ging nach London, er studiert dort offenbar Film, dreht Live-Videos auf dem Primrose Hill („Same Page“ aus seiner jüngsten EP „Forty Four“), zupft zu Hause vor dem IKEA-Regal ein virtuoses Arrangement von Ray Charles' „Hallelujah, I love her so“ oder in einem Webcast ein Mash-Up aus Ed Sheerans „The Shape of You“ und „No Scrubs“ von TLC. Soviel kriegt man von seinem Facebook-Feed mit. Unermüdlich tritt Traxler in Londoner Pubs auf, dann aber auch in historischen Venues wie dem Ronnie Scotts, dem Troubadour oder dem 100 Club. Für das Video zu seinem Song „Why Does It Rain Now?“ (Antwort: „Weil du in London bist!“) hat er sich mitten im Winter tapfer mit kaltem Wasser übergießen lassen. Hier ist einer bereit, alles zu tun, was es zum Erfolg braucht, doch er wirkt dabei alles andere als verbissen. Er wirkt, als hätte er die Zeit seines Lebens.

Kaiser Franz Josef

Wer im Jahr 2017 sein jüngstes Album „Make Rock Great Again“ nennt, muss schon einen gewissen Sinn für Humor besitzen. Seinen Auftrag zu Rocken nimmt dieses klassische Power Trio allerdings überaus ernst. Umsonst haben sie nicht gleich zu Beginn ihrer Karriere in Wels Zehntausende für AC/DC warmgespielt. „We salute you“ heißt wohl das passende Zitat, das wir Kaiser Franz Josef da entgegenwerfen werden, wenn sie des Rockens wegen nach Wien kommen. So richtig heavy wurde es auf der Seebühne des Popfests bisher ja eher selten (Ausnahme: White Miles letztes Jahr), aber von KFJ ist dahingehend keine Zurückhaltung zu erwarten. Das

haben Sham (Gitarre), Tom (Schlagzeug) und Can (Bass) schon 2013 bei der Casting-Show „Die große Chance“ bewiesen. Mit ihrem teils an den Hard Rock der Siebziger, teils an die Post-Grunge-Schule der Neunziger anschließenden Sound haben sie es dort bis in die Finalrunde geschafft. Nicht dass die Rockmusik ein Wettkampf wäre, aber die Mission, das Hauptabendprogramm mit dort ungewohnten Tönen zu infiltrieren, ist immer noch eine noble.

Klitclique

So schnell kannst du gar nicht „kunstiger feministischer Hip Hop“ hier hinschreiben, dass die Lyrics von Klitclique dich dabei nicht erst recht in den Popsch beißen. Frei nach DJ Vadims „The Terrorist“ ist ihr "D€R F€MINIST" die Hymne zu einer Zeit, da selbst Theresa May ein „This is what a feminist looks like“-T-Shirt trägt. Du sagst das F-Wort schnell dahin und bist vorn dabei bei den neo-bourgeois sozialen Umgangsformen. „Alle müssen, keiner will, Feminis-muss.“ Die Sprache stimmt, und darunter bleibt alles gleich. Nicht, dass G-udit und \$chwanger (gern im Verein mit Fauna) bloß das leichte Ziel des „Geh halt die einzige Frau-im-Wahlkampf wählen“-Feminismus auf die Schaufel nehmen, sie zielen genauso unerschrocken auf den eigenen Umkreis („Ich bin der Frauen müssen angezogen sein in Pornos und miteinander reden über irgendetwas anderes als Männer'-Feminist / Ich bin der Feminist / Aber dann hab ich mir die Beine rasiert und Coco Chanel ins Gesicht geschmiert und auf der Akademie studiert“). In ihren Kunst-Installationen reproduzieren Klitclique die täglichen Versatzstücke des DJ-Hipstertums, von Mischpult und Boxen bis zu den Tschick im Aschenbecher – aus Karton. Dann wieder penetrieren sie mit gigantischen Papp-Penissen U-Bahn-Türen. „Die Klitclique“, schreiben sie, „ist bekannt durch White Cube Institutionskritik an der Schnittstelle des Interfaces von Musik und Bild des post-digital radikal feministischen Untergrunz. Mit neo-elektronischen low-tech Soundgewölben und kosmischer Wortmunition bauen G-udit und \$chwanger, die sich bereits aus dem letzten Leben kennen, gerne ephemere Karton-Installationen, verhalten sich aber auch promiskuitiv anderen Medien gegenüber.“

La Sabotage

Wie so viele Bands der letzten Jahre sind La Sabotage (Marlene Fally, Nele Hazod und Sara Trawöger aus Linz) aus einem der erfolgreichen Pink Noise Girls Rock Camps hervorgegangen. Ja doch, Kenner_innen der französischen Grammatik, wir dürfen davon ausgehen, dass das Geschlecht des Bandnamen nicht ohne Absicht umgewandelt wurde. Ihre letztes Jahr bei Fettkakao (wo denn sonst?) erschienene erste Seven-Inch klang einerseits genauso DIY und aktivistisch, wie man sich das vorstellen würde, aber andererseits lebt der Sound von La Sabotage – ein bisschen so wie bei den frühen Slits – von anti-rockistischer Reduktion und vertauschten Rollen. Auf der B-Seite „Mad“ spielt etwa die Stimme die Rolle des rhythmischen Riffs, ein auf ambivalentes Stöhnen aufgebaute Song wie „Ghostshit“ überrascht mit einem psychedelisch angehauchten Blockflötenpart, und in der Nummer „Rabengasse“ treffen sparsam eingesetzte Dub-Effekte und gesampelte Wind- und Rumpelgeräusche auf einen unbequemen Stop & Go-Schlagzeug- und Basspart. „Dum dum drum drum / Bum bum street drum / I wanna feel you in my eardrum.“

Lea Santee

Sich einen quengeligen (okay, Geschmacksache) Nelly Furtado-Song herzunehmen und ihn in

eine euphorisch-emanzipatorische Hymne für Lebensstile abseits des Mainstream zu verwandeln, das ist kein schwaches Kunststück. Ebendies gelang Lea Santee mit ihrer Version von „Powerless“. Genau genommen erschien der Track zwar als GHOSTS featuring Lea Santee, aber hinter diesem Feature liegt weit mehr als „nur“ eine hervorragende Stimme. Lea Santee sind nämlich ein Duo aus Songschreiberin und Sängerin Lea Stöger und Produzent Manuel Hosp. 2015 veröffentlichte das ursprünglich vom Indie-Rock kommende, elektronische Duo seine erste EP „Set this Fire“. „What if Banks fronted Movement?“, fiel dem Blog Going Solo als Vergleich dazu ein, und der Song „Hopeless“ schoss prompt an die Spitze der Hype Machine-Rankings. „Powerless“ wiederum wurde in seinen ersten zwei Wochen gleich 500.000 mal gestreamt. „Less is more“ könnte man da sagen. Wär aber albern, also lassen wir's.

Maja Osojnik

Sie spielte slowenische Volkslieder auf der Seebühne und Neo-Prog im brut mit broken.heart.collector, diesmal dagegen wird das Popfest von Maja Osojnik einen „anthroposophischen Seelenstriptease zwischen dystopischem Chanson, primordiale Mantra und Musique Concrete“ erleben. 2016 erschien ihr Album „Let Them Grow“, ein Projekt, bei dem sie aus digitalem Audio-Schrott, also den Fehlern in einem endlos bereinigbaren System, eine, wie es das britische Magazin The Wire formulierte, „dringliche Platte“ zusammensetzte, „die vor Ideen birst.“ Auf der Bühne präsentiert Osojnik dieses Material solo mit Live-Sampling, CD-Playern und „lo-fi electronics“ sowie einer Paetzold-Bass-Blockflöte. Aus dem Infotext: „'Let them Grow' ist das Produkt eines Rückzugs, einer Innenschau und Neuaufstellung. Osojnik fragt in diesem sehr persönlichen Album nach dem Selbst und den seltsamen Phänomenen zeitgenössischer Zwischenmenschlichkeit, klingt dabei lustvoll, verstört, komplex, sphärisch, schneidend und feminin. Jeder Sound ist eigens generiert und zu einem Unikat verfremdet. Es ist eine Bibliothek kaputter Klangabfälle, Resultate digitaler Ausrutscher und fehlerhafter Prozessierung, ungewollt verzerrt, übersteuert oder phasenverschoben. Im Äther von 'Let them Grow' durchlaufen sie eine Neo-Genese, erhalten Kontext, werden zur Substanz ihrer Songs. Umgeben von elektrischen Schiebedächern, Möwen oder Flugzeugturbinen führt Maja Osojnik in Einsamkeit ein Streitgespräch. Im Limbus zwischen analoger und digitaler Kunst, virtuellen und realen Räumen spinnt sie mit ihrer Stimme, der Paetzold-Bassblockflöte, zahlreichen abstrusen Klangobjekten, Radios oder Field-Recordings ein dramatisches Klangkunstwerk, dunkel und weich.“

Markus Binder

Der Schlagzeuger, Texter, Sprechsänger beim Slang-Punk-Duo Attwenger hat heuer sein zweites literarisches Werk, einen „Roman“ namens „Teilzeitrevue“ herausgebracht, der die Grenzen zwischen Prosa und Songtexterei herausfordert. Gerade deshalb passt er so gut zu „Es geht immer ums Vollenden“, dem Panel über „das Wort im Pop“, an dem Markus Binder vor seinem Auftritt teilnehmen wird. Alles, was er für diese Mischung aus Lesung und Konzert benötigt, ist sein iPad und ein Mikrofon.

„Eine Kunst- und Textform mündet in die andere, sodass es nur folgerichtig ist, dass Binder zehn der in seinem Buch vorzufindenden Songtexte für die minimalistisch vertrackte Digital-EP 'Teilzeitrevuesongs' (Trikont) auch vertont hat. Musik zum Lesen, Literatur zum Tanzen, mal komisch, mal kritisch, mal analytisch, aber immer mit einem feinen Gespür für den erkenntnistiftenden Moment.“ (Alexander Müller, Rolling Stone)

„'Teilzeitrevue' ist ein vielstimmiges Meinungsgewirr aus Positionen und Posen, übersprudelnd vor

Idee, Wahrheit und Utopie, dabei ohne Fett. Diskurs aus der Virtual Reality, Pamphlet, Sci-Fi, Pop und Akademie, Gift und Hoffnung.“ (Philipp L'Heritier, FM4)

Meaghan Burke & The Burkettes

Die Cellistin, Sängerin und Songwriterin Meaghan Burke spielte schon in den verschiedensten Besetzungen (auch solo) beim Popfest, unter anderem mit der Band Loose Lips Sink Ships. Ihre Kollegen aus diesem Songwriter-Kollektiv Werner Kitzmüller, David Schweighart und Simon Usaty werden sie diesmal begleiten, wenn sie ihr in Brooklyn entstandenes neues Album „Creature Comports“ ihrer Wiener Zweitheimat vorstellt. Übersetzt sagt die Artist-Info: „In den 'verunsichernd amüsanten Fantasmen' (Zitat NY Music Daily) dieses polystilistischen, tragikomischen Albums verwandeln sich schundige Tom Waits-artige Walzer in schubertianische Streichquartettpassagen, und Kontrabass- und Klarinetten-Drones lösen sich in einer Explosion von Honky-Tonk-Gitarren auf. Immer wieder verspricht ein Song, eine süße Nummer zum Mitsummen zu werden, aber jedesmal taucht etwas aus den Tiefen auf, das beunruhigt, verzerrt und verstört, und wir finden uns in einem mit alten Liebesbriefen und Objekten wie eigenartigen Kreaturen vollgestopften Raum wieder, wo Gustav Mahler Grunge hört und Jacqueline du Pré Free Jazz shreddet.“ Klingt völlig plausibel.

Mile Me Deaf

Man könnte Mile Me Deaf als alte Popfest-Lieblinge bezeichnen, klänge das nicht so irreführend safe nach „Jedesmal-dasselbe“. Dabei hat Wolfgang Möstls Heimstudio/Live-Band-Projekt gerade wieder eine abenteuerliche kleine Metamorphose durchgemacht, weg vom betonten Pop-Appeal der jüngeren Vergangenheit hinein in die grenzenlose Welt der Sampledelia. Auslöser dieser Entwicklung war ein Gipsarm, der den Gitarrenhelden der heimischen Noise-Rock-Welt dazu zwang, das als Reaktion auf die Pariser Terroranschläge vom Vorjahr geschriebene Album „Alien Age“ aus Schnipselfunden zusammen zu montieren. Möstl legt seine Bastelkiste offen: „'Alien Age' beinhaltet ein Märchen auf Schwyzerdütsch, eine New Age-Selbsthilfetherapie-kassette, japanische und österreichische Volksmusik, einen Ostfriesenwitz, selbst gemachte Field Recordings, einen Russisch-Sprachkurs, eine Blaskapellenkassette, eine Vulkanier-Harfe, Songschnipsel von Nino aus Wien und Sweet Sweet Moon, die Stimme von Vrillon (ein Repräsentant des Ashtar Galaxie Kommandos), eine amerikanische Gameshow aus den 1950ern, Monsterheart, klassisches Geistergeheule, einen Omnichord auf jedem Song, K D Trenk, 30GB verlorene Kassetten aus dem 1980er Underground, ein sehr hässlicher Bass, eine eigene Soundcollage aus dem Jahr 2001, drei verschiedene iPad-Instrumente, ein Schlagzeugsoundcheck, Augustus Pablo, eine 12" mit Zither-Melodien, ein paar circuit-gebendete Spielzeugkeyboards, das verstimmte Klavier des 'Club Scheiße' in Köln, The Buzzer UVB-76, einen Traktor und andere Seltsamkeiten.“ Live äußert sich das in der Verwendung von Samplern, aber dann und wann auch Gitarren, mit Möstl, Mario Zangl, Florian Seyser und Rudolf Braitenthaller auf der Bühne, sowie Percussion und Samples, die Sound-Techniker Werner Thenmayer vom Mischpult aus einspielt. Eine Rockband, meint Möstl, würde er das nicht mehr nennen: „Eher Cloudrock oder Schwammerljazz.“

Greatest Hits-Sets haben Mile Me Deaf ja sowieso nie gespielt, zu groß ist ihre Begeisterung für das jeweils Neue.

Mirac

Sein "Alaba"-Song ist wohl vielen noch im Ohr (nicht zu verwechseln mit jenem von 5/8erl in Ehr'n), aber seit Miracs bei Duzz Down San erschienenen Debüt-Album „Was Willst Du Tun, Fisch?“ sind auch schon wieder drei Jahre vergangen, und seine Sounds sind dementsprechend gereift. Mirac hat sich vom Rapper zum Produzenten entwickelt, hat mit Leuten wie Skero, Lady Leshurr, Paigey Cakey und Yarah Bravo gearbeitet und in Montreal auf der Musikakademie eines Limonadenherstellers seine Skills verfeinert. „Wavetablemanners“ wird seine neueste EP heißen, die am 29.7., also perfekt zeitgerecht zu seinem Popfest-Auftritt, erscheint. Wie der auf „wave tables“ anspielende Titel nahelegt, gibt's darauf keine Samples, sondern jede Menge selbstgedrehte Synth-Sounds zu hören.

Mitra Mitra

Hinter dem Namen Mitra Mitra verbergen sich zwei Zugewanderte, die bestimmt waren einander zu treffen (falls man an solche Sachen glaubt). Warum also nicht in Wien? Die Neuseeländerin Violet Candide war eine Begründerin des für Minimal Synth Wave zuständigen Clubs „Future Echo“. Der Brite Mahk Rumbae, der unter anderem als mit den Konstruktivists und Oppenheimer MKII schon seit zweieinhalb Jahrzehnten die düstere Seite der Elektronik erkundet hatte, wohnt wiederum schon seit der Jahrtausendwende hier. Als die Ästhetik des Techno vor ein paar Jahren eine Wendung in Richtung schwerer Industrial-Sounds nahm, kam Rumbae dieser Entwicklung mit seinem Projekt Codex Empire von der anderen Seite her auf halbem Weg entgegen - und wurde so nach Jahrzehnten in der Nische zum begehrten Produzenten in Sachen industrieller Tanzmusik. Das war wohl auch einer der Gründe, warum die „mitra mitra“-LP, die Candide und Rumbae ohne Promotion auf ihrem eigenen Label veröffentlichten, sich innerhalb kürzester Zeit ausverkauft hatte. Dabei zeigt das Stück keine Anstalten, sich an die Techno-Szene anzubiedern. Die Beats bleiben minimal, die Sounds spärlich, die Themen düster. „Feel the heat as our world implodes“, singt Violet Candide im Titelstück des Projekts, „Take a seat, watch it all corrode / Fast pace time bomb / Fast pace time bomb.“

Mono & Nikitaman

Eigentlich erstaunlich, dass Mono & Nikitaman nach 15 Jahren massiver Verdienste in Sachen Dancehall und Ragga erst beim achten Popfest im Programm vorkommen. Keine Zeit ist falsch, um ein Versäumnis gutzumachen, und im Sommer 2017 wird dieses Duo dringender gebraucht denn je, schon allein, damit hier jemand klarstellt: „Hitler muss immer wieder sterben.“ Es ist an der Zeit deutlich zu werden: „Angst vor dem Fremden, immer das Gleiche, und die Leute wählen die Scheisse. Der Pöbel brüllt die Parolen, ja es stimmt, ihr werdet belogen, aber nicht von der Presse, sondern von Demagogen, ihr seid nicht das Volk, ihr seid Vollidioten.“

Ob sie nun im Video zu jenem Song Faschismus, Rassismus, Hass und Dummheit zu Grabe tragen oder in „Ein Haus ist kein Zuhause“ den Donald Trumps dieser Welt erklären, „Man muss keine Mauern bauen, um ein Zuhause zu haben“: Monika Jaksch aus Linz und Nick Tilstra aus Düsseldorf haben nun schon über sechs Alben hinweg bewiesen, dass man Musik machen kann, die es verlässlich in die Charts schafft und dabei doch eindeutig politisches Bewusstsein transportiert. Klar, es ist populär und geht schnell in Ohr und Lunge, Zeilen wie „Kein Weed ist auch keine Lösung“ zu singen, aber in „Gras ist legal“ heißt es andererseits auch, dass „Opium für's Volk dann

Teil von dem Plan wird, New World Order, schläft nur ein, meine Kinder, Ganja ist jetzt frei.“ Das und noch viel mehr werden Mono & Nikitaman auf der Seebühne zu sagen haben, und wir werden am Ende flehen „Gib mir noch nen letzten Hit, nen letzten“, und die Sonne sie wird sinken über dem Karlsplatz.

Mother's Cake

Dass der selige Ikey Owens von The Mars Volta auf ihrem Track „Soul Prison“ Keyboard spielte, sagt einiges über die musikalische Sozialisation von Mother's Cake. Geographisch gesehen kommen sie ja aus einem kleinen Ort im Pitztal in Tirol, aber im österreichischen Westen wird ja immer schon besonders gern hart gerockt. Mother's Cake pflegen allerdings auch eine ausgeprägte Funkiness, die sich vor allem live gern ins Progressive und Psychedelische verfranst. Yves Krismer an Gitarre und Stimme, Benedikt Trenkwalter am Bass und Drummer Jan Haußels sind allesamt virtuose Instrumentalisten und demonstrieren ihre obszöne Tightness gern mit perfekt simultanen Synkopen und Breaks. Vielleicht ja auch, weil es in einem Bergdorf viel Zeit zum Üben gibt, sagt sich der faule Wiener. Was es dort jedenfalls sicher nicht gibt, ist eine Szene, in der man sich langsam von Lokal zu Lokal vorarbeiten könnte, also nahmen Mother's Cake an mehreren Band Contests teil und gewannen 2010 glatt das Österreich-Finale von „Local Heroes“ in Wien. Seither haben sie drei Studio- und ein Live-Album herausgebracht, und 2016 tourten sie mit Wolfmother durch Europa. Die Seebühne werden sie auch noch schaffen.

Möwe

Es gibt Musiker_innen, die herzhaft jammern über diese Zeiten, wo man selbst für tausende Streams nur ein paar zerquetschte Cents kassiert. Melanie Ebietoma und Clemens Martinuzzi alias Möwe dagegen haben sich mittels party-freundlichen House-Beats, gut gepflegter Spotify-Präsenz und sozialer Medienarbeit einen großen, aufgeregten Followerschwarm erarbeitet. Das lässt sich auf Facebook alles augenblicklich überprüfen: zum Zeitpunkt des Tippens 102.271 Likes bei 100-prozentiger Antwort-Rate („typically responds within an hour“). Wie sie da überhaupt noch zum Musikmachen kommen, ist eine andere Frage. Ganz sicher keine Messages beantwortet haben sie jedenfalls, während sie neulich beim Wiener Pride die versammelten Menschenmassen in rhythmische Bewegung versetzten. Es ist gerade erst ein paar Jahre her, da hatten sie gemeinsam in einer Rock-Band gespielt, bis Ebietoma dann bei ihrem Job in der Grellen Forelle feststellte, dass DJs das bessere Leben haben. Beim Popfest dürfen sie so manchen Ex-Kolleg_innen beim Verstärkerschleppen zusehen.

Der Nino aus Wien & Freunde

Es gibt Leute, die behaupten, der Nino aus Wien spiele bei jedem Popfest. Völliger Unsinn, letztes Jahr war er gar nicht dabei. Höchste Zeit ihn wieder auf die Seebühne, den Ort eines seiner frühesten Triumphe, zurückzuholen. Beim ersten Mal (2010) fragten so manche, auch durchaus laut, was der Typ da zu suchen habe, heute essen sie ihm aus der Hand bzw. singen seine Praterlieder Wort für Wort mit. Mittlerweile nach Favoriten umgezogen, wird Nino sich also vom Süden hügelabwärts in Richtung Karlsplatz bewegen, um dort seine verdiente Band (Raphael Sas an Gitarre und Klavier, pauT am Bass, und David Wukitsvits am Schlagzeug) zu treffen. Vielleicht war sein jüngster Wurf „Wach“ sein bisher größter, aber das kommt einem ja immer so vor, wenn

ein neues Nino-Album rauskommt. Angesammelt hat sich mittlerweile ein beachtlicher Katalog, der eigentlich die Gesamtwerke jener Austropopper, als deren Epigone er oft (miss)verstanden wird, schon langsam an Dichte und Fülle übertrifft. Bereits im Jahre 2014 schrieb Samir Köck: „Nino zählt zu den Künstlern, bei denen Niederlagen interessanter sind als die Erfolge der Kollegen. An seiner spinnerten Parallelwelt prallt der Zwang zur Logik genauso ab wie normierte Verhaltensweisen und jeder Erfolgshunger.“ Sie passieren ihm trotzdem immer wieder, die Erfolge.

Onk Lou

Stilistisch gesehen war der Weg vom Straßensänger zum Charts-Feger kaum je so kurz wie heutzutage. Siehe Ed Sheeran, siehe aber auch einen bärtigen Niederösterreicher namens Onk Lou, der an der Häuserecke um Hutgeld spielt und dann ein paar Wochen später mit „In The Morning“ in den Top 5 der Singles-Charts auftaucht. Seine Pressefotos versprühen gut gelaunten Anti-Glamour im verschwitzten Hemd, die akustische Gitarre gezeichnet von den Narben seiner Reisen um die Welt. „Er hat auf Songwriterfestivals in Dänemark genauso gespielt wie in Russendiskos in Moskau, auf Wohnungsparties in Berlin oder auf der Straße in Italien“, heißt es in der Info zu seinem aktuellen Album „Bogus“ (und ja, wir haben uns beim Lesen auch zwangsläufig gefragt, ob's in Moskau auch Ösi-Discos gibt), „Teilweise knapp 100 Konzerte pro Jahr.“ Nicht nur teilweise, sondern in vollständiger Begleitung seiner Begleitband The Betterlife Inc. wird Onk Lou das Popfest mit Liedern beschallen, die uns – in seinen eigenen Worten – antreiben wollen, „uns zusammen zu tun, um für die gute Sache zu kämpfen, in die Welt hinauszugehen, das Leben zu leben und den Widrigkeiten ins Gesicht zu lachen.“

Pamelia Stickney

Die zwischen New York und Wien pendelnde Theremin-Virtuosin Pamelia Stickney (ehemals Pamelia Kurstin) spielte Bass in der Luaka Bop-Band Geggy Tah, als sie Mitte der Neunzigerjahre ihr künftiges musikalisches Medium, das Theremin, entdeckte. Sie näherte sich dem berührungsfreien Instrument ein paar Jahre lang (metaphorisch und physisch) an, bis sie 2003 begann, ihre teils improvisierten, teils komponierten Solostücke live aufzuführen. 2007 nahm sie für John Zorns Tzadik Label ihr Solo-Debüt „Thinking Out Loud“ auf. Ihre einzigartige Spieltechnik führte zu Sessions und Kollaborationen mit so unterschiedlichen Künstler_innen wie Yoko Ono, Grace Jones, Seb Rochford, Otto Lechner, Arthur Blythe, Sebastien Tellier, David Byrne, Bela Fleck & the Flecktones, dem Cape Symphony Orchestra oder dem Kontrapunkt Ensemble des Wiener Musikvereins. Gemeinsam mit Chris Janka und Mark Holub von Led Bib hat sie unter dem Bandnamen blueblut zwei Alben herausgebracht.

Postman

“The stage is our office” - „die Bühne ist unser Büro”, postulieren die vier Musik machenden Architekt_innen Eva Teissl, Michael Schmidt, Clemens Stöttinger und Dominik Leitner. Wir haben es hier mit der Sorte Band zu tun, bei der man davon ausgehen darf, dass ihr Name nicht auf einen Briefzusteller, sondern auf den Medientheoretiker mit Vorname Neil Ros zurückgeht. Alle Zitate in den Texten des Postman-Albums „Epilectic Media“, sagen sie, gehen auf „S, M, L, XL“, Rem Koolhaas und Bruce Maus „Formelsammlung“ des Office for Metropolitan Architecture zurück: „Die bereits im Buch aus dem Zusammenhang gerissenen Zeilen werden

erneut rekontextualisiert. Kein Text wird gekürzt, sondern komplett unverändert übernommen und dient als assoziatives (Stahlbeton-)Skelett, das in Sehnen und Fleisch aus Rhythmus und Melodie gekleidet wird. Repetitive Drum- und Orgelmuster bauen Stockwerke, zwischen denen flirrende Gitarren mäandern.“ Das klingt zwar akademisch, aber wir werden uns dabei zu Tode amüsieren.

Rosa Nebel

“Pink Mist”, also “rosa Nebel”, ist ein Ausdruck für das fein versprühte Blut in dem Augenblick, da ein Mensch von einem Schuss oder einer Explosion verletzt wird. Im Fall dieses (laut Eigendefinition) „Proto-Techno/Industrial/Synthwave“-Acts aus Wien hören wir hier die „Sirenen des Aufruhrs. Narrative Maschinenmusik“:

"Wie der Soundtrack einer dystopischen Graphic Novel: Rosa Nebel dringt in die Ritzen der Bilder eines pochenden Post-Anthropozäns und richtet dabei den Blick in die Gegenwart: existentialistisch, düster, abgeklärt geht ein vehementer Warnruf an das Jetzt. Widerspenstige Funksignale, vermittelt von dunkel ätzenden Minimal-Wave-Synths, insistierendem Free-Techno Puls und der kathartischen Melancholie der Selected Ambient Works. Rosa Nebel übersetzt Punk in Techno und Hedonismus in Aktion."

Robert Rotifer

Ernst Molden schreibt: „Ob er nicht einmal ein Solo-Album in seinem Wiener Deutsch aufnehmen wolle, habe ich ihn in einem Anfall der Kühnheit gefragt. Natürlich genau wissend, wieviele brillante und völlig 'unösterreichisch' englische Songs Robert Rotifer in den letzten Jahren veröffentlicht hat, auf Platten, die ihn in mehreren ebenfalls 'unösterreichischen' Musiköffentlichkeiten bekannt gemacht haben.

Darum erwartete ich eine geschliffene Absage, als Robert sagte: 'Das mach ich gern!'

Dann kamen die Songs, so im Wochentakt. Nach und nach erst begriff ich, dass es diese Entscheidung der Engländer war, doch nicht so wirklich zu Europa zu gehören, die Roberts Verstörtheit, seine Trauer und seinen Zorn und damit die Songs hervorbrachte, die ich hier in Wien hören konnte. Aus einem siegreichen, weil irgendwie davongekommenen Auswanderer war geworden, was Dylan in „I Pity The Poor Immigrant“ besingt.

Dies und noch viel mehr können wir jetzt auf 'Über uns' hören. Ein wunderschönes Deutsch, gesungen in einer Brüchigkeit, die ihre Gründe hat. Begleitet von feinem, oft fast schwebenden Fingerpicking auf einer meisterhaft beherrschten Gitarre. Ein Album, das Orte der Totenstille hat und doch so viel erzählt. Ein ruhiger Ort inmitten des Weltzyklons.“

Rucki Zucki Palmencombo

Sie waren eine eigenartige Zeit, die Wiener Achtzigerjahre. Während die Neue Deutsche Welle anderswo auf martialisch und düster machte, feierte Wien ein kleines Fifties-Revival und eine ironisierte Wiederentdeckung des Schlagers. Vermutlich in scherzhafter Anlehnung an den von den Specials wieder ausgegrabenen Rude Boy-Song „A Message To You Rudy“ schrieben österreichische Bands wie Minisex und die Rucki Zucki Palmencombo Hits mit Rudis in der Hauptrolle. In letzterem Fall war es das Lied „Südseeträume“. Die seien „auch nur Schäume“, hieß es da, „drum bleib, Rudi, zuhause.“ Dass an diesem Lob der Bescheidenheit eine zentrale Figur des Underground wie Ronnie Urini beteiligt war, verrät einiges über die

komplizierten Geschichten hinter dem nach Airplay schielenden Austropop-Output jener Zeit. Die Rucki Zucki Palmencombo sollte sich bald nach ihrem Erfolg wieder auflösen, es gibt sie aber seit 2001 wieder in neuer Besetzung: Gabi Tragut-Kirsch (Bass, Stimme), Berni Tragut (Gitarre, Stimme), Rob Niedl (Schlagzeug), Herwig Müller (Akkordeon, Stimme), Claudia Fenzl (Geige). Laut ihrer Bandinfo: "Fünf Leute, die gerne kochen. So besteht auch ihre Musik aus verschiedenen Zutaten, die zu einem Eintopfgericht verschmort werden. Etwas vom Rock'n'Roll, eine Prise Tango, etwas vom Blues, was kann unsere Volksmusik... wie verhält sich ein Song von Hank Williams zu einem Kärntner Lied?" Wie anderswo schon gesagt: Kochmetaphern in der Musikbeschreibung gehen in Ordnung, solange dabei niemand „vom Feinsten“ sagt.

salute feat. Liv Dawson

Mit seiner Affinität zu Grime und UK Bass war Felix Nyajo alias salute wohl immer schon der anglophilen Ecke der elektronischen Musik zuzuordnen. Doch seit er tatsächlich nach Manchester gezogen ist, tendiert er merklich zum traditionellen Songformat. Ob es der von feierlichem Klavier und Streichern getragene sozialkritische Weihnachtssong ist, den er mit der japanischen Sängerin Rina Sawayama aufgenommen hat, oder seine jüngste Arbeit mit der R&B-Sängerin Liv Dawson: salute ist eindeutig auf der Suche nach den großen Tunes. Als er im Dezember im Wiener Chelsea eine bis zum Platzen ausverkaufte Homecoming Show spielte, hatte er sogar seine – wenn auch größtenteils mit elektronischen Mitteln arbeitende – Live-Band mit dabei, mit der er nun schon seit einem Jahr auf Tour geht. „Es fühlt sich ziemlich irre an, eine Band zu haben, die meine Musik spielt“, sagt salute, „Als Kind hab ich Live-Musik und elektronische Musik nie als dasselbe Ding gesehen, weil sie so völlig verschieden sind. Aber die Technologie erlaubt uns, was immer wir wollen herzunehmen und in einen Live-Kontext zu stellen. Letztlich will ich, dass meine Live-Show sich wie eine Erfahrung anfühlt, und ich denke, das wird meine Musik auf das nächste Level heben.“ Die Seebühne sollte den idealen Ort dafür hergeben.

Satan Satan Satan

Wer glaubt, hier ginge es um Metal, der oder die ist auch schon reingefallen. Tatsächlich haben wir es mit vier ganz inkognito musizierenden Größen der Indie-Szene zu tun, die sich dem Teufel verkauft haben, um gemeinsam episch melodiose Seelenmusik zu machen.

Wir sagen jetzt nicht wer, aber sie waren allesamt bereits in vergangenen Jahren auf der Seebühne des Popfests zu sehen, und dieser Gig wird ihre Bühnenpremiere als Satan Satan Satan sein. Diese Band hat am 30. November letzten Jahres mit „Forever (Christmas)“ eines der bitter-lustigsten Videos der Welt zu einem der allertraurigsten Lieder auf Youtube gestellt. Nur 1528 mal wurde es angesehen, wie eine aufgeschraubte Waschmaschine Selbstmord begeht. Wer kein Mitleid empfindet für die Trommel (wir wollen den Ausgang hier nicht vorwegnehmen), der oder die hat keinen Sinn für Poesie. Vielleicht erscheint ja rechtzeitig zum Popfest noch die erste Satan Satan Satan-EP beim bisher für Voodoo Jürgens und Fuzzman & The Singing Rebels zuständigen Lotterlabel.

Jenes lässt uns einstweilen wissen, die EP werde „ein hymnisches Manifest inmitten der Düsternis des globalen Jammers. Wo Robbie Williams einsam singt: „I love my life“, jublieren Satan Satan Satan: „With you. Forever!“. Aus dem Ich wird ein Wir, aus Wunsch Wirklichkeit, aus der Welt das Universum. Unendlichkeit!”

Außerdem könnte man noch schreiben: Wo Duran Duran anfangen, setzen Satan Satan Satan! noch einen drauf. Aber vielleicht ist das nicht so witzig.

Scheibsta & die Buben

„Jedesmal, wenn wir uns sehen, ist es ein inszenierter Zufall“, rappt Philipp „Scheibsta“ Scheiblbrandner im Song „Mittlerweile“. Aber ganz stimmt das nicht, denn unser Zusammentreffen mit dem Salzburger samt seiner vom Soul geküssten Grooves neigenden Backing-Band, den Buben (David Binderberger, Klaus Brennsteiner, Lukas Pamminger, Johann Öttl, Philipp Bernsteiner) bei der Eröffnung der Seebühne wird pure, unverhohlene Absicht sein.

Im Info-Text auf der Website von Scheibsta & die Buben heißt es, bei ihren Konzerten „verlieben sich weibliche Polterrunden kollektiv in die Band.“ Wir werden das in der Praxis beobachten und überprüfen, etwa wenn Scheibsta & die Buben ihren Anti-Horoskop-Hit „Gerda“ mit seiner eloquenten Aufforderung zum Rücktritt gegen die Rückschläge des Lebens direkt zur Zielgruppe spricht: „Mittlerweile ist sie Mitte dreißig und findet es richtig scheiße, dass nicht die Zeit für die Liebe bleibt.“

Ja, geht uns das nicht allen so?

Außerdem steht in zitiertem Info-Text übrigens noch, die Hauptbegabung der improvisationsfreudigen Band ließe sich am Besten mit dem Wort „situationselastisch“ beschreiben. Trifft sich ausgezeichnet, denn es gibt kaum eine Situation, an die es sich mehr anzupassen lohnt, als die Eröffnung des Wiener Popfests aus Seebühnenperspektive. Die Buben werden ihren Spaß haben.

Soia

Was immer einem gerade an Vergleichen durch den Kopf schießt, sei es der Neo-Soul von Erykah Badu, die Blüte-Phase des Acid Jazz-Labels oder jene Zeit vor 20 Jahren, als Lauryn Hill der größte Name des Pop war, man kann sagen: Soias Musik hat ihren Schwerpunkt dort, wo tiefer Soul, R&B und Jazz einander die Hände reichen. Dass der in Wien zu finden ist, sollte nicht weiter verwundern, schließlich geht es hier um vereinigendes Feel und nicht um trennende Herkunft, dann und wann auch ganz konkret, siehe etwa den Song „Habibi“ aus Soias letztjährigem Album „H.I.O.P.“ (Hidden in Obvious Places), in dem sie zu geloopten Samples kurdischer Volksmusik über ihre Arbeit in der Flüchtlingshilfe singt: „Das hat mich und mein Verständnis von Religion stark geprägt“, sagte sie neulich in einem Interview mit der mica-Website, „Im Prinzip kann man sagen, dass „Habibi“ als Hippie-Song zu verstehen ist. Es geht um Frieden, um Gleichberechtigung und die Grund-Message, dass Religion Liebe ist. Deswegen auch der arabische Titel 'Habibi', der in dem Kontext mit seiner Übersetzung, nämlich 'Geliebter', ja ganz gut passt.“ Soia spielte zum ersten Mal 2013 beim Popfest, damals arbeitete sie bereits mit ihrem Produzenten und Pianisten Daniele Zipin alias Mez, der bewusst das Erbe des 2006 viel zu früh verstorbenen J Dilla (A Tribe Called Quest, The Roots, Badu, De la Soul, The Pharcyde) pflegt.

Stimmgewitter Augustin

Dass das Popfest den stärksten Sandler_innen-Chor der Stadt auf die Seebühne holt, darf gern als Signal verstanden werden: Öffentliche Orte wie der Karlsplatz gehören immer auch den Obdachlosen. Denn was gehört ihnen sonst? Wenn der Musikvereinsaal eine Wiener Institution ist, dann ist es das 2000 gegründete Stimmgewitter Augustin, offizielles, kollektives Organ der ersten österreichischen Boulevardzeitung, noch allemal. Von Ja, Panik über die Sterne, die Happy Kids, die Beautiful Kantine Band, Killed By 9V Batteries, Sex Jams und Texta bis zu

Hansi Lang reicht die Liste der Künstler_innen, mit denen das von Riki Parzer und Mario Lang geleitete Stimmgewitter in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten aufgenommen und live gespielt hat. Bei ihrem längst fälligen Popfest-Auftritt wird es aber nicht um die Stargäste, sondern - unter dem alten Stimmgewitter-Motto „zwischen Kitsch und Revolte“ - ganz um den Chor selber gehen.

T-Ser

Die schlaue Idee, eine „Marijuana“-Version von Miami Yacines Trap-Hit „Kokaina“ zu produzieren, hat T-ser Millionen von Klicks eingebracht, und das ist nur recht so, denn es bringt die Leute dazu, sich ein wenig tiefer ins umfangreiche Gesamtwerk des Rappers vorzuklicken. Zum Beispiel zu seinem Track „Affirmative Action“, der nach ein paar handelsüblichen Prahlereien („Hab die Szene bereits gefickt, doch mein Glied bleibt steif“) und ein paar originelleren Reimen (zum Beispiel „Hundertwasser“ auf „unantastbar“) zum Kern der Sache vordringt. „Die Kids in der Schule nannten mich Nigger und Bimbo“, heißt es da, und, „Der Plan ist simpel, ich werde reich und verpiss mich / Ich bleib nicht in dem Land, in dem jeder zweite Rassist ist.“ 2013, als sein in die selbe Kerbe schlagender Song „Austrophobie“ rauskam, rappte T-Ser noch im Dialekt. Jetzt hat er den deutschen Markt im Auge und mischt Hedonismus mit politisch bewusstem Empowerment: „Ich passe nicht in deinen Stereotyp, rauche zwar jeden Tag Weed und höre Negermusik, aber beschränke mich niemals auf nur ein Themengebiet / Studiere Spiritualität und Metaphysik, afrikanische Geschichte und das alte Ägypten / Ich weiß, der weiße Mann will alles in ein falsches Licht rücken / Denn so können sie uns überall unterdrücken.“ In „Hustle Hard“ lässt T-ser uns noch tiefer in seine Vergangenheit blicken: „Es macht fast jeder auf Gangster, und alle sind Hustler / Doch wer von ihnen ist aufgewachsen, während Papa im Knast war, ha? / Und ich hab nicht vor, seinem Beispiel zu folgen / Das Leben ist mir viel zu kurz, um meine Zeit zu vergeuden / Ich hör mir täglich Scheiße an, von wegen 'Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm' / Und merk erst recht, dass ich mir Fehler absolut nicht leisten kann / Ich hab was zu beweisen, Mann / Vor allem dem weißen Mann / Ich muss was erreichen als Nigger in einem weißen Land / Es wird nicht einfach, doch ich bin fest entschlossen, ich kann's.“

Tav Falco's Panther Burns

Der scheinbar alterslose, europhile Renaissance Man aus Memphis zog vor Jahrzehnten nach Wien, um hier seiner ausgeprägten Schwäche für die Alte Welt und den Tango nachzugehen und aus der Ferne den Mythos des Rock'n'Roll zu pflegen, nebenbei Filme zu machen, schauzuspielen und dabei eine unverwechselbare, glamouröse Figur abzugeben. Seit gut 40 Jahren brennt nun schon der Panther (völliger Blödsinn, Anm., Panther Burn heißt ein Landstrich in Mississippi, daher der Bandname) dieses ehemaligen Intimus von Alex Chilton und Lux Interior. Die derzeitige Besetzung von Panther Burns trägt die schönsten italienischen Namen: Mario Monterosso, Francesco D'Agnolo, Riccardo Colasante, Giuseppe Sangirardi, und natürlich Tav Falco selbst. Unermüdlich ist sein Output, „Urania Descending“ der Name seines jüngsten Films, „eine gespenstische Reise in ein imaginäres Europa, teils Guy Maddin, teils Jess Franco. Die Inkarnation der Subversion, die Unverfrorenheit des Schwindels, der Jubel der Rache. Mehr als bloß die Geschichte eines amerikanischen Mädchens mit einer Fahrkarte ins fröhlich sinistre Wien, das in eine Intrige rund um die Aushebung von vergrabenen Nazi-Plunder verwickelt wird.“ Schön, dass Tav Falco sich nach all den Jahren immer noch seinen romantischen Blick auf diese Stadt bewahrt hat. Unter einem seiner Videos findet sich auf Youtube folgender Kommentar von einem gewissen Bobby Feathers: „Warum wird dieser Depp immer mit Rockabilly assoziiert? Das ist Arthouse-Mist.“ Ein klassischer Fall von Verdammung als unbewusstes Kompliment. Trifft den

Nagel von Tav Falcos Kunstgriff unfreiwillig genau auf den Kopf.

Wollen wir die Info einmal nicht übersetzen, weil es sich gar so schön liest: "It's not just music... it is a state of mind. Tav Falco is one of the truly original and romantic voices in American music - the voice that America lost and found. He is tender and virile, flamboyant, witty and dangerous. Tav Falco brings daggers back to the stage. HE is the one who always holds out a hand to the enemy."

TENTS

Die Melancholie der Jahrmarktsorgel, die Verlorenheit des Reverb, die emotionale Macht der Wiederholung, all das setzen TENTS mit derartiger Treffsicherheit ein, dass man glauben könnte, Clemens Posch, Lucas Kulterer and Paul Stöttinger hätten ihr ganzes Leben schon an diesem Sound gefeilt. Tatsächlich haben sich TENTS erst vor relativ kurzer Zeit von einem Homerecording-Projekt zu einer fabelhaften Live-Band entwickelt, die dem Post-Punk genauso nahe steht wie der Traurigkeit des Schlagers. Interessant die in den Kritiken seit der Veröffentlichung ihrer von Mario Zangl von Mile Me Deaf produzierten Debüt-EP „Under my Wings“ immer wieder durchklingende Diagnose, die Band arbeite mit einfachen Mitteln. Ein glatter Irrtum, denn was TENTS da drauf haben, ist die hohe Kunst des Keinen-Ton-zuviel-Spielens, und mit „Landscape“, dem Titelsong und dem majestätischen „Ahouse“ sind ihnen gleich auf Anhieb ein paar große Herzenshymnen gelungen.

Tini Trampler und das dreckige Orchestra

„Dreiertakt- und theremintrunken fegen Tini Trampler und das dreckige Orchestra über die Tanzböden dieser Welt zwischen Grinzing und Guadalajara“, schrieb Klaus Nüchtern im Falter, und Samir Köck hörte in ihrem Album „Delphine“ eine „resche, politische Folklore-Chanson-Mischung, zu der reuelos die Hüften geschwungen werden können.“ Tini Trampler ist eine Institution in Wien, ob mit den Playbackdolls, mit ihrer Dreckigen Combo oder deren erweiterter neuer Inkarnation, dem Dreckigen Orchestra, in dem neben ihr selbst Florian Wagner (Gitarre, Stimme), Jakob Kovacic (Schlagzeug, Stimme), Lina Neuner (Kontrabass), Tino Klissenbauer (Akkordeon), Stephan Sperlich (Theremin, Synthesizer), Bernhard Rabitsch (Trompete) und David Strobl (Percussion) mitspielen. In ihrem Reigen mischt sich die Vibes eines Rock'n'Roll-Gigs mit Theater-haftem und Weimarer Cabaret-Flair. Die Band-Info bringt es auf den Punkt: „Hier trifft scheinbar Unvereinbares so leichtfüßig aufeinander, dass man glauben möchte, es gäbe irgendwo auf der Welt ein Land, dessen Folklore immer schon genau so geklungen hat, ein kakanisches Mexiko im untergegangenen Berlin der 1920er.“

Umbr

Umbr ist das manchmal semi-abstrakt mit Elektronik und Field Recordings, dann wieder mit dem Popsong-Format und im Flüsterton Geschichten von der Bettkante aus erzählenden Vocals arbeitende Projekt von Marija Balubdžić. Sie arbeitet in Wien und Belgrad, und ihre Sounds tragen die Texturen dieser Schauplätze hörbar in sich. Da treffen sich direkt ins Pult gespeiste Sounds mit reichlich Raumklang und Atmosphäre und erzeugen das spannende Gefühl der Zeug_innenschaft. Sie selbst sagt (übersetzt): „Umbr kollidiert nächtliche Stimmenklänge und poetische Versuchung mit einem Looper. Umbr entfesselt Gesänge, die in Lärm, Akkorden und Pulsen saturiert sind.“

Wendja

Keiner sagte es besser als Lukas Plöchl alias Wendja beim Pre-Listening zu seinem heurigen Album „Poet & Prolet“ drüben auf Facebook: „Es ist nicht mehr das, was ich einmal gemacht hab, es ist nimmer nur halligalli rambazamba, ich hab mir Auszeit genommen und hab mir sehr viel Platz geschaffen, indem ich das Alte abgebrochen hab, um Neues entstehen zu lassen. Ja, und jetzt bin i zruck und jetzt bau ma des von null wieder auf.“ Irgendwo in der Vergangenheit sind die Trackshittaz, Casting-Shows, öffentliche Selbstverarschungen und ganz viel Gute-Laune-Terror.

Und dann wurde aus Lukas Plöchl eben Wendja, er nahm sich wieder den chinesischen Namen, den ihm sein aus Peking kommender Vater gegeben hatte und der tatsächlich „Beste Sprache“ bedeutet: „Unbewusst haben mir meine Eltern den besten Künstlernamens also schon in den Pass mitgegeben.“

Wieder Wendja zu sein, ist also ein Bekenntnis, wie er auf dem Opener von „Poet & Prolet“ singt: „Bin halt keine Marionette, pass nicht rein in ihre Schubladen / Ich fang an zu Schuhplatteln / Ich wär so gerne wieder Kind“ („Zum Leben Bestimmt“). Dafür ist man dann auch bereit, ein bisschen kommerziell kürzer zu treten, denn „Ich bin broke, broke, broke aber glücklich / Ich bin broke broke, Geld ist mir nicht wichtig.“ Und wie passt da der Schihütten-Brachial-Sound von „Abriss Austria“ rein, mit seinem unausgesprochenen „Titten“-Reim als Gröleinladung für die Jägerbomben-Crew? „I möcht halt schlau sein können aber auch dumm sein dürfen“, so erklärte Plöchl es den Fans beim Pre-Listening. Und doch spürt man, dass der echte Wendja noch eine Schicht verborgen tiefer liegt als auf „Poet & Prolet“. Wer einen Blick davon erhaschen will, kann sich ja auf Youtube in seine „Sonntagskopfkino“-Reihe selbstgemachter Schwarz-Weiß-Videos zu gar nicht einmal so grob produzierten Demos ansehen. Gleich in der ersten Folge fand sich da ein Song namens „Ein neuer Tag“ mit dem Text: „Wenn der Schuh drückt und weh tut seh ich die Scheiße so klar / Das hier bin ich nicht, nein / Das hier will ich nicht mehr sein.“ Beim Popfest gibt es keinen Druck, die Hits zu spielen. Wir werden sehen, welche Seite Wendja von sich zeigt.

Wien Diesel

Hinter den maskulinen Muskelkörpern mit den Wiener Wappen, die Wien Diesel visuell repräsentieren, stecken MC Rhine aus dem Fettkakao-Klan (bzw. Performancekünstlerin und Visuals Artist als Bechamel3000) und die Produzentin und Künstlerin Marie Vermont alias DNYE. In ihrem Sound ist buchstäblich Platz für alles, von minimalen 8-bit-Melodien über verfremdete Vocals („Autobahn fahren!“) bis hin zum dichtesten Noise. Was sie selbst dazu zu sagen haben: "Tribal, Wien, Tankstelle, Auto, verspiegelt, Tattoostrumpf, V-neck, Donner, Gatorade, KP3, Mini & Maxi, Glatze, Military Baby, Diesel Jean, Acid washed, Moon washed, Fancy denim, Attack, Heulen, Hi, Smile, Brigittenu, but we still need love 'cause we're just a man."

Yukno

Gerade anderthalb Jahre ist es her, dass die Brüder Georg und Nikolaus aus der Steiermark – genaueres geben sie nicht preis – ihre erste EP veröffentlichten. „Feuer“ definierte von Anfang die Richtung: Kryptische Texte, transportiert von niedergeschlagenen Vocals, die der Versuchung der Emphase widerstehen. Griffige Bass-Parts und urbane Einsamkeit suggerierende

Synths in Arrangements, die auf kluge Art die dramaturgischen Gesetze eines Songs und eines Dance-Tracks vereinen. Die eindrucksvollen Videos von Yukno spielen in fremden Städten, der Eindruck ist international, man hat zwei Füße in Berlin, und für einen Eigen-Release sieht das alles erstaunlich durchgestylt aus. In anderen Worten: Da haben sich zwei was lange und genau überlegt. Und ihre beiden meistgestreamten Songs „Hund“ und „Zu meinen Göttern“ legen nahe, dass sie auch irgendwann einmal Depeche Mode gehört haben könnten.